
JENS BONNEMANN

Friedrich-Schiller-Universität Jena
jens.bonnemann@uni-jena.de

DIE ERFAHRUNG DES ANDEREN IN LEIBHAFTIGER UND DIGITALER INTERAKTION

abstract

The article compares the way in which another person appears to me on the one hand in physical communication and on the other in digital communication. The comparison is again based on a distinction between two very different forms of proximity and distance relationships. Physical proximity refers to spatial proximity and thus also the intensity of the experience of the sensual presence of the other person, while interpersonal proximity refers to the emotional connection with the other person. Using a series of examples of life-world interaction, which ultimately boils down to online conversations, the relationship between physical and interpersonal closeness is examined in the course of the article.

keywords

presence, imagery, digitalization, violence, intersubjectivity, corporeality

...And for one desperate moment there
He crept back in her memory.
God it's so painful when something that's so close
Is still so far out of reach.
(Tom Petty, *American Girl*)

Die Gedanken, die ich in diesem Aufsatz entwickeln möchte, sind inspiriert durch eine Erfahrung, die wir alle notgedrungen während der Corona-Pandemie in den Jahren 2020-2022 gemacht haben. Im Zuge der Kontaktbeschränkungen musste die digitale Kommunikation vielfach an die Stelle einer Kommunikation zwischen Personen treten, die leibhaftig zusammen sind. In dieser für alle nicht leichten Zeit der Corona-Lockdown-Maßnahmen ist jedenfalls häufig die Klage zu hören und zu lesen gewesen, dass Menschen vereinsamen, weil der Online-Kontakt gerade dort keinen gleichwertigen Ersatz bietet, wo es um das Verhältnis zu Menschen geht, die man liebt oder mit denen man befreundet ist. Der Andere erscheint zwar auf meinem Monitor, so als wäre er nur eine Armlänge von mir entfernt, aber natürlich ist er gar nicht wirklich bei mir. Im Vergleich mit dem Telefongespräch ist die Situation bei der Videokonferenz wohl deswegen noch umso schmerzlicher, weil der Andere eben zum Greifen nah erscheint. Wenn ich im Folgenden die Unterschiede zwischen der digitalen und der leibhaftigen Kommunikation in den Blick nehme, dann interessiere ich mich vor allem dafür, auf welche Weise der Andere jeweils anwesend sein kann und in welcher Hinsicht sich überhaupt hier wie da von Nähe sprechen lässt. Die Ausführungen orientieren sich dabei an der leitenden Fragestellung, in welchem Verhältnis die zwischenmenschliche Nähe zur leiblichen Nähe steht.

Gerade auch im Hinblick auf jene beklagten Defizite liegt es nahe, für den Vergleich der digitalen mit der leibhaftigen Kommunikation zunächst einmal das Augenmerk auf die Eigenart von Anwesenheit und Abwesenheit, Nähe und Distanz innerhalb der Sphäre der intersubjektiven Erfahrungen zu richten. Was heißt überhaupt Anwesenheit? Was bedeutet Nähe und Distanz im Bereich des Sozialen? Um diesem Problem auf die Spur zu kommen, scheint es mir gewinnbringend, von Anfang nicht von einem *kontradiktorischen*, sondern vielmehr von einem *polaren* Verhältnis zwischen Anwesenheit und Abwesenheit auszugehen. Damit ist gemeint: Es lassen sich Stufen der Präsenz, also Steigerungsformen und Abstufungen im Bereich des Sozialen ausfindig machen, wobei die intersubjektive Erfahrung in der Vis-à-vis-Situation zweifellos die höchste Stufe der *leiblichen* Präsenz des anderen Menschen darstellt.

Wenn wir davon ausgehen, dass die Nähe der zwischenmenschlichen Interaktion von dem jeweiligen Grad an Intimität, Intensität und Erlebnishöhe der leiblichen Gegenwärtigkeit abhängig ist, dann lassen sich zwei extreme intersubjektive Situationen benennen, in denen wir es mit einem Maximum an möglicher leiblicher Präsenz zu tun bekommen: nämlich einerseits sexuelle Kontakte und andererseits körperliche Aggressivität, also eine Prügelei bis hin zu einem Kampf auf Leben und Tod. In beiden Fällen lässt sich sagen: Näher können sich zwei Menschen nicht kommen, wenn einander nahe zu sein bedeutet, von einem Anderen das höchstmögliche Maß an sinnlicher Gegebenheit nicht nur wahrzunehmen, sondern auch leiblich zu spüren. Jedenfalls ist wohl keine andere intersubjektive Situation vorstellbar, in der man den Anderen mehr zu spüren bekommt als in der körperlichen Sexualität und der körperlichen Gewalt.

Aber selbst wenn man einmal von diesem Maximum der sinnlichen Fremdwahrnehmung absieht, ist schon der Mensch, der mir leibhaftig gegenüber sitzt, jemand, den ich sehen und hören kann. Mehr noch: Ich bin imstande, sein Parfüm zu riechen, ihn zu berühren, ihm die Hand zu schütteln oder ihn sogar zu umarmen. Zumindest potenziell ist in einer solchen Situation angelegt, dass der Andere mit allen fünf Sinnen zur Erscheinung kommt und diese Aussicht kann dem Augenblick vielleicht einen reizvollen, vielleicht aber auch einen bedrohlichen Charakter verleihen.

Es lässt sich nun sagen, dass jeder andere Mensch zu mir sowohl zwischenmenschlich wie auch räumlich bzw. leiblich in einem Verhältnis steht, das sich durch Nähe und Distanz auszeichnet. Der räumliche Abstand jedes Menschen zu mir kann in jedem Fall gemessen werden, und darüber hinaus gibt es zu jedem Menschen gewissermaßen auch einen zwischenmenschlichen Abstand, der sich allerdings einer Messung grundsätzlich entzieht, auch wenn sich sicher Abstufungen finden und sich sagen lässt, dass mir eine Person näher steht als eine zweite, aber längst nicht so nahe wie eine dritte. Wir haben es also einmal mit der körperlichen Entfernung zu tun, und zum anderen mit der Entfernung, die gewissermaßen die Herzen der Menschen trennt und die sich nicht in Zahlen messen lässt. Festzuhalten ist: Jene beiden unterschiedlichen Formen von Nah-Verhältnissen tauchen immer zusammen auf. Die leibliche Nähe bewegt sich zwischen den Extremformen, dass ich einen Menschen umarme oder dass er sich am anderen Ende der Welt befindet, während die zwischenmenschliche Nähe ihr Maximum in inniger Liebe und ihr Minimum in einer völligen Gleichgültigkeit findet. Im letzteren Fall tritt der Einzelne als solcher womöglich gar nicht in Erscheinung, sondern ist nur der anonyme Teil eines Kollektivs („Bewohner von Sydney“). Es ist allerdings keine seltene Erfahrung, dass beide Formen von Nähe und Distanz überhaupt nicht einander entsprechen: Der abwesende Freund, den man vermisst, wäre eine Nähe in der Distanz; der anwesende Kellner, mit dem man nur einen pragmatisch-sachlichen Umgang pflegt, ein Beispiel für eine Distanz in der Nähe.

Für die leibliche Nähe in einem solchen Zwiegespräch gilt natürlich mit Notwendigkeit, dass ich so weit von Dir weg bin wie Du von mir. Anders kann es logischerweise überhaupt nicht sein, aber ein Unterschied mag darin bestehen, auf welche Weise diese leibliche Nähe erlebt wird. So ist es möglich, dass für einen von uns dieser Abstand bereits zu nah ist, während für den anderen derselbe räumliche Abstand eigentlich noch nicht nah genug ist. In diesem Sinn kann ich weiter von Dir weg sein als Du von mir. Wie viel leibliche Nähe aber erwünscht oder unerwünscht ist, das hängt zweifellos von dem Verhältnis zu dem jeweiligen Mitmenschen ab, denn es ist ja eine Binsenweisheit, dass man befreundete oder geliebte Menschen gerne um sich hat. Der Satz „Ich freue mich, dich zu sehen!“ ist in solchen Fällen mehr als nur eine bloße Höflichkeitsfloskel. Es verhält sich vielmehr so, dass die emotionale oder zwischenmenschliche Nähe nach leiblicher Nähe verlangt, ja, sie verwirklicht sich geradezu erst in ihr.

Selbstverständlich ist der angemessene Abstand zwischen Fremden und Freunden auch

abhängig von der jeweiligen Kultur. Aber auch wenn es eine Kultur geben mag, wo einander völlig Fremde nur einen Abstand von 30 cm zueinander einnehmen, würde es doch Befremden auslösen, wenn jemand plötzlich nur noch einen Abstand von 20 cm wahrt. Obwohl die Abstände sicher kulturell und historisch variieren, gibt es doch in jedem Fall ein Zuviel an leiblicher Nähe bei zwischenmenschlicher Distanz und ein Zuviel an leiblicher Distanz bei zwischenmenschlicher Nähe.

Auf der Grundlage dieser Überlegungen lässt sich also festhalten: Innerhalb des Bereichs des Sozialen können wir die physisch-räumlich-leibliche Nähe von der zwischenmenschlich-emotionalen Nähe unterscheiden. Beide Formen von Nähe und Distanz prägen das Verhältnis zu einem jeden Menschen, der uns begegnet. Das bedeutet, jeder Mensch befindet sich notwendig in einer bestimmten räumlichen Entfernung von mir; und ebenso ist mir jeder Mensch auch in emotionaler Hinsicht nahe oder fern – also auf einer Skala zwischen Gleichgültigkeit und inniger Zuneigung und Liebe, wobei beide Formen von Nah-Fern-Verhältnissen nicht statisch und ein für alle Mal, sondern vielmehr fortwährenden Veränderungen unterworfen sind. Für die leiblichen Nah-Fern-Verhältnisse bedeutet dies beispielsweise: Freunde verbringen Zeit miteinander und sehen sich dann wieder längere Zeit nicht, ohne dass sie deswegen aufhören, Freunde zu sein. Was die emotionalen Nah-Fern-Verhältnisse betrifft, so besteht die Dynamik wiederum darin, dass Fremde Freunde werden, aber umgekehrt auch Freunde wieder Fremde werden können. Zur Veranschaulichung zitiere ich einen Satz aus dem Roman *Der lange Abschied* von Raymond Chandler: „Sie glitt auf dem Sitz von ihm weg, aber ihre Stimme entfernte sich noch viel weiter von ihm.“ (Chandler, 1975, p. 6) Wenn es hier heißt, dass sie auf dem Sitz von ihm wegliegt, dann ist damit eben die leibliche Nähe gemeint, und wenn es nun weiter heißt, dass ihre Stimme sich aber noch viel weiter von ihm entfernt, dann leuchtet ein, dass damit nicht gesagt sein soll, dass die Stimme der Frau in einem räumlichen Sinn noch weiter weg als ihr Körper ist. Gemeint ist vielmehr: Im Ausdruck der Stimme wird eine überaus deutliche – zwischenmenschliche und emotionale – Distanz spürbar. Chandler bringt das wenig später noch einmal prägnant zum Ausdruck, wenn er schreibt, dass sie „mit einer Stimme wie rostfreier Stahl“ (ebd.) über den Mann spricht, von dem sie weggerückt ist.

Beide Formen von Nah-Fern-Verhältnissen – also die leibliche und die zwischenmenschliche – lassen sich nun auch phänomenologisch beschreiben und in ein Verhältnis zueinander setzen. Dass ich jedoch an dieser Stelle keinen Philosophen, sondern einen Literaten – eben Raymond Chandler – zitiert habe, provoziert natürlich einen Einwand, der auf der Hand liegt. Dieser Einwand lautet, dass die zwischenmenschliche Nähe, von der hier die Rede ist, möglicherweise nur in einem metaphorischen und keineswegs in einem phänomenologischen Sinn überhaupt eine Nähe genannt werden kann. Dieses Bedenken leuchtet auf den ersten Blick ein: Denn wenn man den Begriff der Nähe, des Abstands oder der Entfernung von Anfang an naturwissenschaftlich definiert, also als etwas, das sich messen lässt, dann handelt es sich selbstverständlich nur bei der Rede von räumlicher Nähe um einen *eigentlichen* Gebrauch und jener andere Begriff von zwischenmenschlicher Nähe, mit dem ich hier arbeite, kann dann nur noch *metaphorisch* gemeint sein.

Nach meiner Überzeugung handelt es sich jedoch bei der zwischenmenschlichen Nähe oder Distanz um einen Sachverhalt, der sich ebenso gut phänomenologisch beschreiben lässt wie die leibliche Nähe. Jene leibliche Nähe zu erfahren, heißt ja schlichtweg zu sehen oder zu hören, dass jemand weit weg oder ganz nahe ist. Ich sehe und höre, dass ein Mitmensch eine Armeslänge von mir entfernt ist oder so weit weg, dass ich laut rufen muss, wenn ich mich ihm verständlich machen will. Worauf es mir jedoch ankommt: Mit demselben Recht lässt sich auch die *zwischenmenschliche* Distanz phänomenologisch erfassen. Dass ein anderer Mensch in zwischenmenschlicher Distanz erfahren wird, bedeutet, er erscheint in Anonymität, Unpersönlichkeit, Fremdheit und Typisierung. Anders als bei der räumlichen oder leiblichen

Nähe handelt es sich zwar um nichts, was gemessen und damit quantifiziert werden könnte, aber dennoch liegen hier qualitative Differenzen vor, die sich scharf voneinander abgrenzen lassen. Und wenn wir uns auf diese Weise begegnen, dann geschieht das in Reserviertheit und Förmlichkeit, was sich vor allem in der zwischenleiblichen Interaktion bzw. in der jeweiligen Expressivität zeigt, die in solchen Fällen eher zurückhaltend und typisiert sein wird. Was hier erfahren wird, ist weniger die Individualität, die Persönlichkeit selbst, sondern eine Fassade, eine konventionelle Rolle, die auch von anderen Menschen gespielt werden kann.

So ist zweifellos die bereits erwähnte Erlebnisvielfalt bzw. Intensität der sinnlichen Gegenwart das Kriterium für leibliche Nähe oder Distanz, aber es ist keineswegs das Kriterium für jene Art von Nähe oder Distanz, um die es hier geht: Der leibhaftig anwesende Kellner, bei dem ich gerade ein Glas Bier bestelle, ist in diesem Sinn – also in zwischenmenschlicher Hinsicht – viel weiter von mir entfernt als der abwesende Freund, dessen baldige Ankunft ich erwarte. Wenn ich sage, dass dieser Kellner in Distanz erfahren wird, dann ist selbstverständlich nicht gemeint, dass sein Leib weit von mir entfernt wäre. Ganz im Gegenteil höre ich sogar seinen Atem, ich rieche sein Aftershave, und insofern liegt schon ein ungewöhnliches Maß an sinnlicher Präsenz dieses Menschen vor. Wenn ich aber von Distanz spreche, dann ist damit vielmehr gemeint: Ich erfahre ihn nicht als individuelle Persönlichkeit, sondern als typisierten Träger von bestimmten Funktionen – was und wer er darüber hinaus ist, das erfahre ich nicht und das will er mir ja auch in der Regel gar nicht zeigen. Würde er es wider Erwarten doch tun, dann fiel er damit buchstäblich aus seiner Rolle. Worum es sich hierbei also handelt, ist eine Distanz, die nicht mit ‚weit entfernt sein in einem räumlichen Sinne‘ gleichzusetzen ist.

Die bisherigen Erläuterungen argumentieren für die Erkenntnis, dass sich im Bereich der Intersubjektivität zwei verschiedene Formen von Nähe und Distanz voneinander unterscheiden lassen, die erstens jeweils auf ihre Weise auch phänomenal ausweisbar sind und zweitens in einem Wechselverhältnis zueinanderstehen, wobei sie sich keineswegs aufeinander reduzieren lassen. Trotz dieser Nichtreduzierbarkeit macht es aber Sinn zu sagen, dass sie gewissermaßen zur Deckung kommen können – nämlich genau dann, wenn die leibliche Nähe der zwischenmenschlichen entspricht. Dort wo beide Formen hingegen nicht zur Deckung kommen, gibt es entweder eine *leibliche Distanz zu abwesenden Freunden*, weil sie eben abwesend sind, oder eine *zwischenmenschliche Distanz zu anwesenden Fremden*, weil sie eben Fremde sind. Und letztere besteht natürlich auch dann, wenn man aufgrund der jeweiligen Erfordernisse der augenblicklichen Situation mit solchen Fremden spricht. Diese Distanz zeigt sich in jener qualitativen Differenz, die den anonymen und unpersönlichen Wortwechsel – beispielsweise geschäftliche Verhandlungen oder die Aufgabe einer Bestellung in einem Restaurant – von einem persönlichen Gespräch abhebt.

Solche Fremde begegnen mir zunächst einmal als ‚anonyme Leute überhaupt‘, die mir auf der Straße entgegenkommen, aber auch als ein personaler Typus, in einer Rolle, als Träger von Funktionen: eben der Kellner, der Verkäufer im Bekleidungsgeschäft, der Zugbegleiter – und natürlich ist diese Typisierung wechselseitig: Ich bin für den einen ein ‚Kunde überhaupt‘, für den anderen ein ‚Gast überhaupt‘. Was hierbei vorausgesetzt ist, ist natürlich ein gemeinsamer Wissensvorrat: Wir müssen beide wissen, was ein Kellner ist und wie er sich verhält, so wie wir auch beide wissen müssen, was ein Gast im Café ist und wie er sich verhält. Als Typus ist dieser Andere also strenggenommen gar nicht fremd, was an ihm fremd ist, ist seine individuelle Persönlichkeit, die sich normalerweise hinter dem typisierten Rollenverhalten verbirgt. So begegnen sich Menschen in solchen Situationen in ihrer jeweiligen kontextabhängigen gesellschaftlichen Rolle, wobei allerdings der individuelle Rollenträger wohl niemals ganz hinter der Rolle verschwindet, sondern in der Art und Weise zum Vorschein kommt, wie er seine jeweilige Rolle interpretiert. Je nachdem wie er diese Rolle spielt, finden wir ihn möglicherweise inkompetent oder professionell, sympatisch oder unsympatisch.

Hieraus ergibt sich auch: Je länger wir miteinander im zwischenleiblichen Kontakt sind, umso wahrscheinlicher ist es, dass die jeweilige Persönlichkeit durch das Gitter der Typisierung hindurchbricht, wobei sich auf diese Weise in Einzelfällen auch die zwischenmenschliche Distanz verringern mag.

Wie bereits erwähnt, lassen sich die beiden Formen der Nähe-Distanz-Verhältnisse nicht aufeinander reduzieren: So kann die zwischenmenschliche Distanz nicht durch leibliche Nähe aufgehoben werden, denn wenn sich mir ein völlig fremder Mensch nähert, dann verwandelt er sich deswegen nicht durch die Verringerung der räumlichen Distanz Schritt für Schritt in einen Vertrauten. Vielmehr bleibt er ein Fremder, den ich aber nun nicht nur sehen und hören, sondern zuweilen auch – z. B. in einem vollbesetzten Bus, der in den Kurven schaukelt – riechen und berühren muss. Weit davon entfernt, dass eine solche Situation von sich aus in zwischenmenschliche Nähe umschlägt, wird eine leibliche Nähe bei zwischenmenschlicher Distanz zumeist doch als unangenehm, wenn nicht sogar als bedrohlich erfahren.

Dass leibliche Nähe selbstverständlich nicht ohne Umschweife zwischenmenschliche Nähe hervorbringt, lässt sich schon an den beiden Extremformen der leiblichen Präsenz demonstrieren, die ich eingangs erwähnt habe, nämlich das Beispiel der sexuellen Aktivität sowie dasjenige der körperlichen Gewalt. Selbst wenn hier ein Höchstmaß an leiblicher Nähe vorliegt, so gehört hierzu nicht unbedingt auch ein Höchstmaß an zwischenmenschlicher Nähe, denn zwei Menschen, die sich nahe *kommen*, müssen sich nicht *nahestehen*: Der Geschlechtsverkehr kann ein automatischer, anonym und völlig egozentrischer Ablauf sein, bei dem das Gegenüber im Grunde austauschbar ist. Und ebenso mag auch der Zweikampf auf Leben und Tod unter dem Druck der Ereignisse eines Krieges geschehen und ohne dass die Beteiligten tatsächlich ihren Gegner hassen. Gerade das Phänomen des Hasses scheint widersprüchliche Tendenzen aufzuweisen, was die Nähe oder Distanz zu seinem Objekt betrifft: Liegt im Hass eher die Tendenz, die Nähe des Gehassten aufzusuchen, um ihm körperlichen Schaden zuzufügen, oder kann ganz im Gegenteil die Distanz zum Gehassten gar nicht groß genug sein, weil der Hassende nicht einmal seinen Anblick erträgt? Diese Frage muss im Rahmen der vorliegenden Fragestellung unbeantwortet bleiben.

Wie sich gezeigt hat, dass nicht einmal das Maximum an leiblicher Nähe die zwischenmenschliche Distanz aufhebt, lässt sich umgekehrt nun auch feststellen, dass ebenfalls die zwischenmenschliche Nähe durch leibliche Distanz nicht aufgehoben wird. Ganz im Gegenteil wird ja die leibliche Distanz des zwischenmenschlich Nahestehenden als schmerzlich erfahren. Sie oder er fehlt mir, ja seine *Abwesenheit* hat paradoxerweise ein viel größeres Gewicht als die *Anwesenheit* all der anderen Menschen um mich herum, die mir nichts bedeuten. Jene schmerzliche Abwesenheit umgibt die Situation, in der ich mich befinde und legt sich wie Mehltau auf die Dinge um mich herum: Der Stuhl vor mir ist der Stuhl, auf dem sie oder er nicht mehr sitzt; das Glas auf dem Tisch ist das Glas, aus dem sie oder er nicht mehr trinkt; und der ganze Raum ist schließlich ein Raum, in dem man ihre oder seine Stimme nicht mehr hören kann. Im Zuge dessen sind die Tage kälter und dunkler von etwas mehr als nur der herbstlichen Jahreszeit.

In einem leiblich-räumlichen Sinn ist dieser Andere mir nicht mehr nahe, aber das ändert nichts daran, dass er mir – wie man sagen würde – immer noch *nahesteht*: Ich bleibe ihm emotional verbunden und in Gedanken ständig bei ihm. Es lässt sich also feststellen: Zwischenmenschliche Nähe besteht auch dann, wenn augenblicklich keine leibliche Nähe vorliegt. Die Tatsache, dass wir abwesende Mitmenschen vermissen und uns freuen, sie wiederzusehen, spricht für die Nichtreduzierbarkeit der zwischenmenschlichen Nähe auf die leibliche Nähe. Allerdings ist das Zusammenspiel von zwischenmenschlicher und leiblicher

Nähe in seiner Komplexität auch nicht zu unterschätzen, worauf ja schon Redewendungen wie ‚aus den Augen, aus dem Sinn‘ hinweisen.

Selbst wenn die beiden Formen sich nicht aufeinander reduzieren lassen, so stehen sie doch zumindest in einer Korrelation oder – besser noch – in einer Balance zueinander: Uns liegt etwas an der leiblichen Nähe von Menschen, mit denen wir befreundet sind, und dies gilt erst recht für jene, die wir lieben. Umgekehrt halten wir Menschen, die uns emotional fernstehen, auch in räumlicher Hinsicht eher auf Distanz. Ein Beispiel hierfür liefert eine Anekdote über den Komiker Heinz Erhard. Heinz Erhard hatte eine ganz eigene Strategie, um mit der leiblichen Nähe des anonymen Publikums und vor allem mit seinem Lampenfieber zurechtzukommen. Die Stärke seiner Brille war nämlich so ausgewählt, dass er die Gesichter im Publikum nur ganz undeutlich erkennen konnte, und das war sein persönlicher Trick, um fremde Leute, die leiblich anwesend sind, trotzdem so wenig wie möglich wahrnehmen zu müssen.

Wenn ich von einer Balance zwischen zwischenmenschlicher und leiblicher Nähe spreche, dann will ich allerdings keineswegs darauf hinaus, dass zwischenmenschliche Distanz in jedem Fall leibliche Nähe ausschließt, also vor der Anwesenheit fremder Mensch grundsätzlich zurückschreckt. Von Alfred Polgar stammt der Satz: Im Kaffeehaus sitzen Leute, die alleine sein wollen, aber dafür Gesellschaft brauchen. An diesem Bonmot wird deutlich: Selbst wenn man eigentlich mit den Leuten um einen herum nichts zu tun haben will, kann man das Bad in der Menge genießen und den Spaziergang durch eine belebte Einkaufszone. Es gibt ‚Leute überhaupt‘, die mir auf der Straße entgegenkommen, Leute, die mir völlig fremd sind, was jedoch nichts daran ändert, dass insgeheim jederzeit der Wunsch aufkommen kann, es möge selbst aus der flüchtigen leiblichen Nähe vorbeieilender Passanten etwas Bleibendes entstehen, aus der leiblichen Nähe also auch eine zwischenmenschliche Nähe entspringen. Diesen Wunsch hat Kurt Tucholsky in seinem Gedicht *Augen in der Groß-Stadt* mit den folgenden Worten eingefangen: „da zeigt die Stadt/dir asphaltglatt/im Menschentrichter/Millionen Gesichter/Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick/die Braue, Pupillen, die Lider -/Was war das? Vielleicht Dein Lebensglück.../vorbei, verweht, nie wieder.“ (Tucholsky, 1932, p. 383)

Es gibt allerdings wiederum auch Verhältnisse der zwischenmenschlichen Distanz, für die ein ganz ungewöhnliches Ausmaß an leiblicher Nähe wesentlich ist, wenn man etwa an den Friseurbesuch oder die ärztliche Untersuchung denkt. Woran sich dieses Maß an unvermeidlicher leiblicher Nähe bemisst, ist natürlich der jeweilige Typus: Der Kellner, der mich anspricht, ist der Normalfall, während der Kellner, der mich berührt, aus der Rolle fällt. So muss ich mir auch die Berührungen des Arztes wohl oder übel gefallen lassen – zumindest insoweit sie für eine verlässliche Diagnose unvermeidlich sind. Natürlich gibt es aber auch hier Grenzen, wenn man etwa an Fälle von sexuellem Missbrauch durch Ärzte denkt. Dass das typisierte Verhältnis zum Therapeuten einschließt, dass ich ihm intime Details meines Seelenlebens offenbare, macht im Übrigen deutlich, dass Intimität nicht unbedingt mit zwischenmenschlicher Nähe einhergehen muss. So weiß der Therapeut mehr über meine persönlichen Beweggründe wie auch Abgründe als meine engsten Freunde, aber hieraus entsteht selbstverständlich kein wechselseitiges Verhältnis der zwischenmenschlichen Nähe.

Abschließend wende ich mich jetzt endlich der Kommunikation in den neuen Medien zu, wobei ich mich auf den Vergleich zwischen der Erfahrung des Anderen in der leibhaftigen Interaktion mit der Erfahrung des Anderen in einer Videokonferenz beschränke. Die Person, mit der ich bei der Video-Telefonie rede und die live auf meinem Monitor zu sehen ist, erscheint zwar so, als wäre sie etwa einen Meter von mir entfernt. Tatsächlich ist es aber so, dass die Möglichkeit einer leiblichen Annäherung ausgeschlossen ist. Es besteht jedenfalls keinerlei räumliche Kontinuität zwischen meinem Körper und der bildlichen Präsenz auf dem Monitor. So kann ich nicht einmal sagen, ob die Person sich links oder rechts, vor mir oder hinter mir aufhält, ob sie sich im Nebenzimmer befindet, ob der Rhein uns voneinander

trennt oder der Atlantik. Selbstverständlich kann ich fragen, wo der Andere sich gerade befindet, woraufhin er mir eine schlichte mündliche Antwort geben oder sein Laptop hin und herschwenken kann. Bei einer leibhaftigen Interaktion liegt der Fall natürlich völlig anders und hier erübrigen sich solche Fragen, weil wir den Standort teilen müssen, wenn wir miteinander kommunizieren wollen. Wir befinden uns an demselben Ort, und wenn es regnet, dann werde nicht nur ich, sondern auch mein Gegenüber nass.

Bei den Personen auf der Kinoleinwand besteht ebenfalls keine räumliche Kontinuität, aber im Unterschied dazu kann ich im Hinblick auf den Gesprächspartner in der Videokonferenz sagen, dass ich mit ihm immerhin dieselbe Gegenwart teile. Kurz, ich weiß nicht, *wo* er ist, aber ich weiß, *wann* er ist, nämlich jetzt in diesem Moment. Der Andere erscheint *live*, sonst könnten wir ja jetzt nicht miteinander sprechen. Aus dem Umstand, dass wir weder denselben Raum noch dieselbe Situation teilen, ergibt sich, dass ich dem Anderen nicht helfen kann, wenn er etwas sucht oder wenn ihm schwindelig wird. Ganz ähnlich wie beim Betrachten eines Films sehe ich dann in größter Nähe die Hilflosigkeit eines anderen Menschen, ohne einschreiten zu können. Aber wiederum in völligem Gegensatz zum Film handelt es sich dabei um keine Fiktion, sondern um ein reales Geschehen: Ich könnte einen Mord aus einem halben Meter Entfernung miterleben, ohne den Täter aufhalten zu können. Sein und Erscheinung sind in der digitalen Kommunikation auseinandergerissen, so dass der Mord auch dort erscheint, wo er in Wirklichkeit nicht stattfindet und daher auch nicht verhindert werden kann.

Eine weitere Eigenart unterscheidet die digitale von der leibhaftigen Kommunikation: Insofern wir uns in der leibhaftigen Interaktion an demselben Ort befinden, kann ich mich nur allmählich, nur Schritt für Schritt, aus dem Wahrnehmungsfeld des Anderen entfernen. Während ich hier allenfalls so schnell wie möglich vor ihm davonlaufen kann, falls mir seine Gegenwart unerträglich wird, kann ich dagegen in der Videokonferenz seine leibliche Präsenz mit einem einfachen Klick zum Verschwinden bringen, so wie ich auch beim Telefongespräch mich nicht allmählich entfernen muss, sondern jederzeit einfach auflegen kann, noch bevor der Andere seinen Satz überhaupt beendet hat.

Damit hängt natürlich zusammen, dass er der Andere eben nicht leibhaftig vor mir steht oder sitzt. Wir können uns nur sehen und hören, alle anderen Sinnesbereiche kommen in der Videokonferenz nicht ins Spiel und streng genommen sind wir auch gar nicht wirklich *zusammen*, sondern eben nur *gemeinsam allein*. So mag die zwischenmenschliche Nähe zwischen uns noch so groß sein, es bleibt doch völlig ausgeschlossen, dass wir uns umarmen oder auch nur die Hand geben können, wobei im Gegenzug aus demselben Grund aber auch körperliche Gewalt völlig ausgeschlossen ist.

Eine weitere Differenz zur leibhaftigen Interaktion betrifft sowohl die leibliche als auch die zwischenmenschliche Nähe: Während mir mein Spiegelbild immer ins Auge sieht, können sich hingegen die Menschen, die in einer Video-Konferenz miteinander zu tun haben, niemals wechselseitig in die Augen sehen. Denn wenn ich möchte, dass es für den Anderen so aussieht, als würde ich ihm in die Augen sehen, dann muss ich in die Kamera am oberen Rand meines Monitors blicken und nicht in seine für mich auf dem Monitor sichtbaren Augen. Wenn dann aber umgekehrt der Andere direkt in mein Gesicht sieht, so wie es auf seinem Monitor erscheint, dann sieht es für mich so aus, als würde er seinen Blick vor mir auf den Boden gesenkt halten. Um diese Eigentümlichkeit der Videokonferenz in den Worten von Edmund Husserls Bildphänomenologie hervorzuheben: Das reale Bildsujet und das sichtbare Bildobjekt können mir niemals gleichzeitig in die Augen sehen¹. Und anders als in der leibhaftigen Kommunikation finden darum in der Videokonferenz unsere Blicke niemals zueinander.

1 Vgl. zur Differenz zwischen Bildobjekt und Bildsujet: Husserl, 1976, § 111; Husserl, 1980.

Die digitale Kommunikation verändert aber nicht nur den Begegnungscharakter des Gesprächs, sondern auch deren Inhalte. Fragt man sich, warum eine solche Videokonferenz stattfindet, dann lassen sich zunächst einmal sachlich-pragmatisch und emotionale Gründe anführen. Im ersten Fall handelt es sich z. B. um eine Online-Sprechstunde im Rahmen eines Seminars, im zweiten Fall verabredet man sich etwa mit entfernt lebenden Verwandten, um endlich einmal überhaupt wieder mit ihnen sprechen zu können. Was die zwischenmenschliche Nähe betrifft, sind damit also eher die entgegengesetzten Pole – eben Fremdheit und Vertrautheit – abgedeckt. Zu kurz kommt hingegen jene Gesprächsform, die weder kalt noch warm, sondern gewissermaßen wohltemperiert ist. Gemeint sind also solche Unterhaltungen, welche auf der Grundlage eines Mittelmaßes an zwischenmenschlicher Nähe stattfinden. Ich denke hier vor allem an das Gespräch in der Teestube, das Plaudern um des Plauderns willen, aus dem sich zweifellos auch Nahbeziehungen wie Freundschaften oder auch mehr entwickeln können.

In der Videokonferenz klärt man ein sachliches Problem, oder man will jemanden wiedersehen, den man auf andere Weise augenblicklich nicht wiedersehen kann, aber bei einer Videokonferenz läuft man sich nicht zufällig über den Weg und bleibt dann aneinander hängen. Was hier eher zu kurz kommt, ist der Bereich der Unverbindlichkeit und der Schwerelosigkeit, in dem soziale Beziehungen sich entwickeln können – oder auch nicht. In einem solchen Verhältnis ist man sich zu fern, um sich für eine Videokonferenz zu verabreden, aber man ist sich zugleich auch zu nahe, um einfach aneinander vorbei zu gehen.

Jene Einschränkungen der leiblichen Präsenz des Anderen, derentwegen wir ihn zwar sehen und hören, aber seine virtuelle Anwesenheit jederzeit mit einem kurzen Wort der Entschuldigung – wenn überhaupt – abrupt beenden können, machen den sozialen Umgang in mancher Hinsicht auch leichter, was erst recht für Textnachrichten, Emojis, Selfies usw. gilt. Im Rahmen der digitalen Kommunikation ist es weniger kompliziert, unangenehme Dinge zu erledigen, also beispielsweise sich für etwas zu entschuldigen oder eine Verabredung abzusagen. Was immer man hier schreibt, man sieht nicht die direkte Wirkung der eigenen Worte auf den Anderen. Unbehelligt von zwischenleiblicher Erlebnissnähe ist eine solche Kommunikationssituation schlichtweg weniger aufwendig und strapaziös. Ich muss niemandem etwas buchstäblich ins Gesicht sagen und nehme daher auch nicht wahr, was meine Worte anrichten, ob der Andere also enttäuscht, verletzt, wütend oder beleidigt ist.

Das gilt sicher nicht gleichermaßen für die Videokonferenz, denn – anders als bei Text- und Bildnachrichten – kann mir der Andere hier ins Wort fallen und ich bin auch mit der spontanen Reaktion seiner Mimik konfrontiert. Aber trotzdem ist auch die leibliche Präsenz des digitalen Kommunikationspartners in der Online-Konferenz reduziert, vor allen Dingen bleibt die Nähe nur virtuell: Man ist blitzschnell da und blitzschnell auch wieder weg. Wenn wir daher nach einem Grund suchen, warum die virtuelle Welt mitunter verlockender sein mag als die reale Welt mit ihrer erschreckenden Fülle an sinnlicher Präsenz, dann scheint mir doch der Gedanke wichtig, dass dieser Grund weniger der *Inhalt* des Realen ist. Denn der Inhalt des Realen hat längst Einzug gehalten in die digitale Kommunikation, bei der ja mehr und mehr pragmatische Zwecke verfolgt werden wie etwa Geschäftsabwicklungen, Online-Banking, Prüfungen, Informationsgewinn über tagespolitische Ereignisse. Es wäre daher absurd zu sagen, dass wir in der digitalen Welt vor dem *Inhalt* des Realen flüchten würden. Was jedoch die virtuelle Welt gegenüber der realen Welt immer noch auszeichnet, das ist das Fehlen oder zumindest die Verminderung und Abmilderung der allgemeinen *Form* des Realen. Mit dieser allgemeinen Form des Realen meine ich den aufdringlichen Präsenzcharakter, der den realen Dingen gemeinsam ist, die mit allen Sinnen erfahren werden können: die Reaktionen, die diese Präsenz von uns verlangt, d. h. die Unterordnung unseres Handelns unter die Eigengesetzlichkeit des jeweiligen Objekts, die Unberechenbarkeit und Unerschöpflichkeit der sinnlichen Wahrnehmung. Gemeint

ist eben jene Intensität und Erlebnishöhe der leibhaftigen Präsenz oder – wie man auch sagen könnte – der Widerfahrnischarakter des Wahrgenommenen.

Die ‚Form des Realen‘ besteht im Bereich des Sozialen eben darin, dass der Andere mir jeweils in der unberechenbaren Fülle seiner leiblichen Präsenz begegnet – und das betrifft nicht nur anwesende Freunde, sondern auch anwesende Fremde. Dagegen lassen sich Menschen, mit denen man Online kommuniziert, leichter auf Abstand halten. So kann ich auch in der Videokonferenz mehr von mir verbergen als in der gewöhnlichen Interaktion: Da man üblicherweise nur meine obere Hälfte sieht, könnte ich einerseits Oberhemd, Sakko und Krawatte tragen und andererseits eine Badehose. Ich kann ferner auch den Hintergrund unkenntlich machen, wenn ich vermeiden will, dass der Andere sieht, wie und wo ich wohne. In dem Film *Ziemlich beste Freunde* (FR 2011) von Olivier Nakache und Éric Toledano verbirgt die Hauptfigur auf diese Weise recht lange, dass sie im Rollstuhl sitzt.

Unter diesem Gesichtspunkt lässt sich sagen, dass virtuelle Freundschaften zwar weniger reichhaltig, aber dafür schlichtweg bequemer und kontrollierbarer sind. Zweifellos gibt es Hate Speech, Shitstorms, alle möglichen Formen der Hetze im Internet, aber immerhin kann niemand online *unmittelbar* körperlich misshandelt werden.² Während Liebende darüber klagen, dass das Online-Gespräch nur eine reduzierte leibliche Nähe zulässt, ist gerade dieser Umstand für Menschen attraktiv, die die leibliche Nähe von Mitmenschen – egal ob Freunde oder Fremde – als undurchschaubar, unkontrollierbar und sowieso irgendwie zudringlich erleben.

Um abschließend eine Parabel aus Schopenhauers *Paerga und Paralipomena* (Schopenhauer, 1986, p. 765) einmal etwas freier aufzunehmen: Wenn man den Menschen für ein *geselliges Schwein* und zwischenleiblichen Kontakt für unentbehrlich hält, dann wird man angesichts der eingeschränkten sinnlichen Präsenz des Anderen eher von einem Verlust sprechen. Hält man dagegen den Menschen eher für ein *Stachelschwein*, dann begrüßt man einen solchen Prozess der Entsinnlichung vielleicht als Erleichterung, wenn nicht sogar als Befreiung. Wenn man davon ausgeht, dass es sich hierbei eher um einen polaren und nicht um einen kontradiktorischen Gegensatz handelt, dann lässt sich wohl sagen, dass jeder Mensch zumindest ein wenig Stachelschwein ist. Gemeint ist ja damit nur der wohl jedem Menschen gelegentlich vertraute Wunsch nach Distanz, also nach Rückzugsräumen, in denen man auch einmal Zeit mit sich allein verbringen kann. Ganz ähnlich wie bei Schopenhauer heißt es übrigens auch in dem Lied *Ein Hotdog unten am Hafen* der deutschsprachigen Band *Element of Crime*: „Ein geselliges Tier ist das Schwein/und das Stachelschwein lieber allein/ohne dich will ich nicht, mit dir kann ich nicht sein“. Wenn ich weder die Abwesenheit noch die Anwesenheit eines bestimmten Menschen ertrage, wenn die zwischenmenschliche Nähe weder mit leiblicher Distanz noch mit leiblicher Nähe glücklich wird, dann ist die verminderte virtuelle Anwesenheit in der Videokonferenz vielleicht ein akzeptabler Kompromiss.

REFERENCES

- Chandler, R. (1975). *Der lange Abschied*, Zürich: Diogenes;
Husserl, E. (1976). *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Einführung in die reine Phänomenologie*, Den Haag/Boston/Lancaster;
Husserl, E. (1980). *Phantasie, Bildbewußtsein, Erinnerung. Zur Phänomenologie der anschaulichen Vergegenwärtigungen. Texte aus dem Nachlaß (1898-1925)*, Den Haag/Boston/London;
Schopenhauer, A. (1986). *Paerga und Paralipomena II*, Frankfurt am Main: Suhrkamp;
Tucholsky, K. (1932). *Lerne lachen ohne zu weinen*, Berlin: Rowohlt.

² Natürlich kann Hate Speech *mittelbar* das körperliche Wohlbefinden in Mitleidenschaft ziehen (Kopfschmerzen, Übelkeit, Schlaf- und Essstörungen usw.).